In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 259. Posen, den 10. November 1928. 2. Jahrg

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

(7. Fortsetzung).

Er zwang die Aufregung tapfer nieder. „Miezla, Miezla, Miezla!" klopfte sein Blut. „Kumm, komm, komm! Kumm, komm, komm! Kumm, komm, komm!" läuteten die Glocken. „Jesus, mei — ne — Zu — ver — sicht" schmetterte die Musik. Er sah den Sarg nicht, der mit seinen bunten Kränzen den schmalen Weg herunterschwankte; er sah niemand von dem Trauergefolge, niemand — außer der blassen, schlanken Frau, die mit gesenkten Augen langsam herankam. Leer schien es um sie zu sein. Die anderen verdämmerten zu wesenlosen Schatten. Und auch sein hartes Schicksal war für den Augenblick vergessen. Mei feines Weibel! dachte er zärtlich und stolz. Wie schön sie in Schwarz geht! — Plötzlich gab es ihm einen Stoß vor die Brust, und er fuhr aus seiner Verzückung auf. Der „Hutt" da, den hat sie sich gewiß gekauft, als sie meinte, sie müßte um mich trauern. Und er duckte sich beinahe schuldbewußt. Durfte man denn noch wiederkommen, wenn die Nächsten schon schwarze Kleider um einen getragen hatten? War's da ein Wunder, daß Marie nichts mehr von ihm wissen wollte?! Und er empfand dumpf: Die Menschen, auch die nächsten Angehörigen, haben immer nur ein gewisses Maß von Anteilnahme füreinander übrig. Wenn sie das verausgabt haben, dann ist es vorbei. Falls jemand dann noch mehr verlangt, wird er lästig empfunden, wie einer, der etwas zweimal bezahlt haben will.

Bekannte, die ihn bemerkt hatten, riefen ihn leise und winkten ihm mit feierlich-unnatürlichen Gebärden, wie sie einfache Menschen in der Nähe des Todes unwillkürlich annehmen, zu sich heran. Man zog ihn in die Reihen der Männer und drückte ihm die Hand. Mancher blickte sich verstohlen nach der Marie um. Hatte die den Paule bemerkt? Aus ihrem stillen Gesicht mit den gesenkten Augenlidern war nichts zu ersehen. Aber sie war noch blasser als zuvor.

Der Sarg stand auf dem Wagen, die schwarzverhängten Pferde zogen an. Silbern schwankte das Kruzifix voran. Die letzte Fahrt der alten Onnerusel konnte beginnen.

Schwerfällig, mechanisch, mit hängendem Kopf und tiefgerutschtem Zylinder, der ihm alle Aussicht nahm, ging Paul Vogt zwischen den anderen. Ein paar Reihen nur trennten ihn von Marie. Er hörte hinter sich das Flüstern und Tuscheln der Frauen; den ganzen weiten Weg konnte man nicht schweigen. Das hätte die Schwedler-Mutter auch nicht verlangt. Die hatte selbst ihr Lebtag ein flinkes Mundwerk besessen. Nu doch! — Doch diesmal war nicht die Verstorbene und auch nicht die Rede des Pastors im Hause das Thema des Gesprächs, das wie ein unterdrücktes Feuer knisternd und wispernd durch die dunklen Reihen lief. Onnerusels Leben war wie ein gutes Uhrwerk, das lange genug und ordentlich seine Pflicht getan hat, abgelaufen. Die Hinterbliebenen taten auch, was sich gehörte, und der Herr Pastor hatte es „schien" gemacht. Das alles bot keinen aufregenden Gesprächsstoff. Aber der Paule, die Marie und der Stefan! „Sieh ock, sieh ock, der Paule!" — „Daß der hiehar kummt!" — „Warum sull a ni? A war ock der Nubber, newahr?!" — „Aber der Stefan! Wenn die zwee Mannsen un geraten ananander, na he!" — „Jeses, Jeses!"

Alles hörte Marie. Und sie fühlte die neugierigen, die boshaften und die mitleidigen Blicke stechend auf ihrem Gesicht und auf ihrem Rücken. „Ich könnt' ni hier gehen, wenn meine zwee Männer im Zuge wären, ich ni!" seufzte eine besonders Zartfühlende. Und Marie dachte bitter: Du gingst auch hier, Kurze-Emma, du auch. Wir Frauen tragen alles, was das Schicksal uns auferlegt. Frauenhand tastet nach Halt, hilft heilen und pflegen und ordnen. Harte Fäuste zur Auflehnung sind uns nicht gegeben. — Mütterlich-mitleidig umfaßte sie die kleine Kinderhand der Dordel. Auch du, dachte sie, armes, kleines Mädel, wirst ein Weib werden. Aber das Kind, das aus blanken, dunklen Augen — Großmutter Onnerusels Augen — vertrauensvoll zu ihr aufblickte und von ihrem wirren und traurigen Schicksal nichts wußte, war ihr zugleich ein wundersamer Trost.

Der Zug kroch aus dem Walde hervor, und die Straße senkte sich. Heller glänzte das Kruzifix, blitzten die Instrumente, die jetzt schwiegen, damit die Musiker ein bissel verschnaufen konnten. „Kumm, komm, komm, — kumm, komm, komm!" schallte es näher. Paul Vogt zuckte plötzlich aus seiner dämmernden Dumpfheit empor. Der andere! Der andere mußte doch auch da sein! Er schob den Zylinder zurück und sah auf. Er kannte Stefan Kaiser nicht, aber sein Instinkt witterte sofort: der da vorn — der große Schlanke mit den geraden Schultern ist es! Er stieß trotzdem seinen Nebenmann an; er mußte Gewißheit haben. „Du, Jorg, welcher ist der Kaiser?" Er hatte sich nicht geirrt. Und nachdem das Schütteln, bei dem ihn sein Nachbar sorglich stützte, vorüber war, sprang sein ohnmächtiger Haß dem großen Manne da vorn ins Genick. Aber der ahnte nichts davon. Erst am Grabe, als sie der Schwedler-Mutter den letzten Gruß hinabwarfen, sah ihn Stefan und erkannte ihn an der Narbe und dem verstümmelten Ohr. Mirzl! war sein erster Gedanke, und er griff unwillkürlich haltbietend nach ihrem Arm. Sie aber merkte, daß Paul sie beide beobachtete, obgleich er scheinbar nach der anderen Seite sah, und sie löste sich von Stefan und trat näher zum Grabe, weil sie mitempfand, wie peinvoll es für Paul sein mußte, sie so dicht an der Seite ihres Mannes zu sehen. Stefan erblaßte, und wieder erwachten die Zweifel. —

Die nächsten Freunde und Verwandten kehrten, wie üblich, mit den Hinterbliebenen ins Trauerhaus zurück. Marie war es unterwegs gelungen, einen Augenblick mit der Nachbarin allein zu sprechen. „Du nimmst es uns nicht übel, nicht wahr, Minna, wenn wir gleich heimgehen?" Und Minna Schwedler nickte erleichtert. Ihr war schon bange davor gewesen, daß die zwei Männer, der Paule und der Stefan, unter ihrem Dach zusammentreffen könnten. Denn es war ganz klar zu sehen, daß Paul Vogt Maries Nähe suchte. Bitter enttäuscht blieb er an der Brücke stehen und blickte den beiden, die eilig zum Mohhäusel hinaufstrebten, nach. Aber der Schwedler

packte ihn gutmütig am Arm. „Kumm ock, Paule, — Kaffee trinken!“

Auf den Kaffee und den guten Streuselkuchen nach Großmutters Rezept, dem besonders die Frauen alle Ehre antaten, folgte der Schnaps, dieser hinterlistige Tröster der Verzweifelten. Und der Schwedler und die anderen Männer meinten es in ihrer Unwissenheit gut, wenn sie den Paule, der wie so a Häufel Unglück zwischen ihnen hockte, immer wieder zum Trinken aufforderten. Das half. Den galligen Geschmack im Munde und den würgenden Druck im Hals beizte das hinweg und hitzte das Blut und stachelte den Mut. Sie glaubten ihm eine Liebe anzutun, indem sie — selbst nicht mehr ganz klar in den Köpfen — auf den „Viehm“ recht tüchtig schimpften und hetzten. Und drei junge Leute waren dabei, verwegene, übermütige „Pirschel“, die tuschelten bald mit dem Paule und hatten einen Plan, einen „ganz verflischt grußartchen“ Plan. Zuerst wehrte er ab. Aber die Sehnsucht zog ihn mit Seilen zum Mohhäusel hinauf und der Schnaps beseitigte alle Bedenken. —

Stefan saß allein in der Küche. Nur Froh strich um ihn herum — mit nicht ganz freiem Gewissen, denn sein Platz als Wächter des Hauses war ja eigentlich draußen. Doch erstens kroch man als altes Hundel gern „a wing“ nach der Ofenwärme, und zweitens taten ihm Nähe und Witterung Herrchens so wohl, wie die liebe Sonne, wenn sie ihm recht warm auf den Pelz schien. Er strich Stefan um die Beine, er rieb seinen Kopf schmeichelnd an ihm. Aber heute hatte Herrchen kein Streicheln und kein gutes Wort für Froh. Stumm saß er und starrte grübelnd vor sich hin. — Gehörte ihm Marie denn noch? Oder war ihre Liebe zu dem anderen wieder erwacht? Warum hatte sie sich auf dem Friedhofe von ihm losgemacht? Um Paul Vogt zu schonen? Oder — — — Vielleicht stand er zwischen den beiden, die wieder zueinander strebten? Dann war es seine Pflicht, den Platz zu räumen, zu gehen. Wohin? In die alte Heimat, die ihm der frühe Tod der Eltern schon längst zur Fremde gemacht hatte? — Doch war es ja so gleichgültig, was dann mit ihm geschah, wenn die Freude, die herzwarme, innige Lust und Freude seines Lebens ausgelöscht war. In sachten, behutsamen Händen, — Händen, die gewohnt waren, mit Glas und Kristall umzugehen, — hatte er sein feines, zartes Glück gehalten. Nun war es ihm doch entglitten und lag in Scherben am Boden. Er unterdrückte mit Mühe ein Stöhnen. Sie durfte nicht hören, nicht merken, daß er litt. Mochte der andere ihr Mitleid erregen — er wollte das nicht!

Marie war damit beschäftigt, die Kleider, die sie zur Beerdigung getragen hatten, wegzuräumen. Sie stand in der Stube vor dem geöffneten Schrank. Neben ihren und Stefans Sachen hingen da auch noch ein Anzug und ein Mantel von Paul. Und in der Schachtel obenauf war sein Zylinder, den er sich damals zu ihrer Trauung gekauft und stolz zum ersten Male getragen hatte. (Dabei war er heute so kläglich in dem viel zu weiten, geborgten Hut herumgelaufen!) Mußte sie nicht all diese Dinge, die ihm gehörten, — Kleidung, Wäsche und was sich sonst noch vorfand, — einpacken und ihm schicken?! Dazu den Pappkasten mit dem roten Samtkleid, da oben auf dem Schrank; das hatte er doch seiner Frau zugedacht. Aber konnte, durfte sie es tun? Würde es ihn nicht bitter kränken? Behalten durfte sie doch aber sein Eigentum auch nicht. — Wie blaß und unglücklich er auf dem Friedhof ausgesehen hatte! Dazu die feuerrote Narbe. Armer, — du Armer! Wenn ich dir doch helfen könnte! — Mitleidig streichelte sie nach Frauenart den rauhen Mantel, den sie gerade in den Händen hielt.

In diesem Augenblick trat Stefan ein. Er sah, was sie tat, und erkannte das Kleidungsstück. Es traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Also doch! Dann durfte er nicht länger zögern. „Hast du Zeit, Marie? Ich möchte mit dir sprechen.“

Sie hing den Mantel hastig in den Schrank. Unsicher wandte sie sich ihm zu.

„Hier ist's kalt,“ sagte er und löschte die Lampe. Sie gingen zusammen hinüber in die Küche. Dort brannte noch kein Licht; nur das Feuer im Herd gab einen matten, rötlichen Schein. Es war besser so. In der Dämmerung sprach sich leichter aus, was er sie zu fragen hatte. Er ging unruhig zwischen Fenster und Tür auf und ab. Sie setzte sich auf die Ofenbank, denn ihr zitterten plötzlich die Knie.

„'s ist halt doch besser, Mirzl, wenn wir ganz offen zueinander sind!“

„Sind wir das nicht immer, Stefan?“

„Ich denke schon.“ Er blieb dicht vor ihr stehen. „Darum sage mir jetzt aufrichtig: Soll ich gehen? Willst du wieder mit — deinem ersten Manne zusammenleben?“

Sie zuckte auf, und er wollte ihr besänftigend die Hände auf die Schultern legen, aber er zog sie zurück und schob sie in die Taschen. Nicht anrühren jetzt! Das Blut nicht wecken, das so leicht alles klare Denken trübte! Auch sie sollte sich in dieser Stunde nicht durch zärtliche Regungen beeinflussen lassen.

Sie lachte plötzlich bitter auf. „Also hat der Geier doch recht gehabt.“

Er verstand sie nicht. „Der Geier?“

„Er meinte, dir selbst wäre unsere Ehe leid geworden, und du wärst froh —.“ Sie hielt erschrocken inne.

Hart schlug seine Faust auf den Tisch. „Dieser Lump! Und du — Marie — du hast das geglaubt?!“

Wie wohl tat ihr sein ehrlicher Zorn. „Nein. Aber wenn du doch durchaus von mir fortwillst . . .“

Er schüttelte den Kopf. „Du Närrchen!“ sagte er weicher. „Ich will gewiß nicht fort. Aber — wenn du den Vogt noch liebtest, und ich stände zwischen euch, dann müßte ich gehen.“

„Ich liebe ihn nicht mehr.“

„Und — was war das mit dem Mantel vorhin?“

„Mitleid,“ bekannte sie rasch.

Er lächelte wehmütig, nur halb beruhigt. „Ach, Mirzl, ich glaube, Mitleid und Liebe wohnen bei euch Frauen in derselben Herzkammer.“ Laute Stimmen in der Nähe des Hauses lenkten ihn ab. Draußen im Flur rührte sich der Froh und knurrte unwillig. „Da haben sie, scheint's, beim Schweder zu tief ins Glas geschaut,“ versuchte Stefan zu scherzen. Er trat ans Fenster. Drei, vier dunkle Gestalten schwankten den Weg herauf, die hohen Hüte schief auf den Köpfen. Die Gesichter waren in der Dämmerung nicht zu erkennen. Nun hielten sie an, stellten sich vor dem Hause auf. Was sollte das bedeuten? Jesus, der eine, der etwas im Hintergrunde blieb, das war doch . . .? Das Blut schoß ihm heiß in die Schläfen.

Die da draußen konnten ihn nicht sehen, weil es dunkel in der Küche war. Sie räusperten sich umständlich zu der „Katzenmusike“, die sie der Kaiser-Marie bringen wollten. Und dann begann ein mißtönendes Singen und Gröhlen:

„Ich habe mein Feinsliebchen
Im Hemteremtemtem
So lange nicht gesehen,
Tirullalalala,
So lange nicht gesehen,
Vivallerallera,
So lange nicht geseh'n
Im Hemd.“

„Miezla, — schönes Miezla, Miau, Miau, Miau!“ Sie gaumelten ohrenzerreißend, wie liebestolle Kater. Marie stand dicht hinter Stefan. Er fühlte, wie sie zitterte.

„Sie sagt', sie wollt' mich küssen
Im . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Spieler zwischen Himmel und Erde.

Interessantes aus der Geschichte der Akrobatik.

Der Aufsehen erregende Absturz des Himmelsradlers Louis, der sich vor einigen Tagen im Zirkus Busch in Berlin ereignete, ruft wieder in verstärktem Maße das Interesse für einen Beruf wach, dessen Mitglieder täglich, Abend für Abend in den Zirkusmanegen, auf den Rummelplätzen und Jahrmärkten zur Belustigung des Publikums ihr Leben aufs Spiel setzen müssen.

Der Beruf des Akrobaten, der durch seine waghalsigen Vorführungen Tausende von Zuschauern in Atem beraubender Spannung hält, erfordert ebensoviel Mut, wie Ausdauer und Kühnheit. Immer befindet sich der Artist und besonders der Luftakrobat in Gefahr, und ein geringes Versehen im Berechnen der Entfernung oder der Zeit, eine nur den Bruchteil einer Sekunde dauernde Zerstreutheit, oder auch ein unvorhergesehener Zufall können ihm das Leben kosten. Aber nicht nur während der Vorführung befindet sich der Künstler der Luft in Gefahr, auch während des täglichen Trainings; schon während der langjährigen Lehrzeit ist er täglich vom Tod umgeben.

Obwohl erfinderische Mechaniker immer damit beschäftigt sind, die benutzten Apparate und Requisiten zu vervollkommnen, läßt sich trotz aller Vorsicht ein gelegentlicher Konstruktionsfehler nicht vermeiden, der dann meist tragische Folgen nach sich zieht. So war es auch in dem Falle des Himmelsradlers Louis, dessen Absturz sich nur dadurch erklärt, daß der elektromagnetische Strom, der sein Rad an der Zirkuskuppel festhielt, plötzlich versagte. Ein ähnlicher Fall wie im Zirkus Busch stieß vor einigen Wochen in einem Chicagoer Varieté einem langjährigen Artisten zu, der sich auf einer frei in der Luft schwebenden Leiter befand, mit der er schon einmal abgestürzt war. Das erste Mal ereignete sich der Unfall, weil plötzlich während der Vorführung der elektrische Strom versagte. Das ganze Theater lag in völliger Dunkelheit da. Er verlor das Gleichgewicht, und stürzte mit dem Gesicht auf den Boden, ohne sich allerdings schwer zu verletzen. Das zweite Mal sollte er seinem Schicksal nicht entgehen. Er streifte nur mit der Leiter an eine Kulisse, stürzte ab und blieb liegen, um niemals wieder aufzustehen.

Die sogenannten Todessprünge der Akrobaten aus der Kuppel eines Zirkus in die Manege erfordern außergewöhnliche Tollkühnheit, genaue Kenntnisse der Fallgesetze und eingehendes Studium der anatomischen Beschaffenheit des Körpers, und trotzdem läßt es sich fast nie vermeiden, daß doch einmal der Versuch mißglückt und der „König der Luft“ mit gebrochenem Genick seine Laufbahn in der Manege beendet. Der letzte Luftakrobat, dessen Leben auf diese Weise einen tragischen Abschluß fand, war Mac Henderson, der berühmte „Todesspieler“ in San Francisco. Seinen Todessprung berechnete er folgendermaßen: Der erste Stoß erfolgt auf die Füße, dann auf die Unterarme, wobei aber die Gewalt des Anpralls sofort dadurch aufgehoben wurde, daß Henderson nach hinten zurückschnellte und mit einem Salto Mortale das Kunststück abschloß. Henderson pflegte eine schwankende Leiter auf einen noch schwankenderen Tisch zu stellen, kletterte die Sprossen bis oben hin hinauf, vollführte hier die halsbrecherischste Akrobatik und ließ sich dann plötzlich in die Tiefe fallen. Immer war ihm dieses Kunststück geglückt, nur damals, als der Tisch an der falschen Stelle stand, verlor der berühmte Todesspieler seine Partie. Er schlug mit dem Kopfe auf einer harten Stelle des Bodens auf und wurde als Leiche aus der Manege getragen.

Eine der gefährlichsten Aufgaben, vom akrobatischen Standpunkt aus gesehen, besteht darin, in der Luft einen doppelten Salto Mortale auszuführen und trotzdem mit den Füßen auf dem Boden zu landen. Zu den wenigen berühmten Seiltänzern, die dieses Meisterstück fertiggebracht haben, gehören auch Colleano und Bellino. Colleano ist sogar imstande, den Salto Mortale nach vorwärts auf dem Seil auszuführen, und er treibt bisweilen seine Tollkühnheit so weit, daß er mit Absicht das Kunststück erst einige Male fehlschlagen läßt, um die Spannung der Zuschauer zu erhöhen, bis er es dann endlich mit vollendeter Eleganz ausführt. Es arbeiten übrigens fast alle Akrobaten mit dem Trick, ihre Nummer erst mißglücken zu lassen, nur die Trapezkünstler können sich dieser List nicht bedienen; denn für sie würde es den sicheren Tod bedeuten.

Auch schon während der Ausbildungszeit lauert der Tod in jeder Sekunde auf den zukünftigen Akrobaten, um sich seiner zu bemächtigen. Allerdings ist bei ihm das Gefahrenmoment wesentlich eingeschränkt. Man pflegt die jungen Artisten vorsichtshalber mit einem Strick, der über dem Seil befestigt ist, an ihrem Gürtel festzubinden, so daß sie im Falle eines Absturzes keine besondere Gefahr laufen. Nachdem sie genügend Uebung erreicht und ihr Kunststück oft genug wiederholt haben, läßt man endlich das Hilfsmittel fort, bis der Lehrer den jungen Nachwuchs schließlich für genügend geschickt hält, vor dem Publikum aufzutreten.

Ein besonderes Glück hat während ihrer langjährigen Laufbahn die bekannte Akrobatin Irma Ward gehabt, die ihre verwegenen Todessprünge mit verbundenen Augen und einem über den Kopf gezogenen Sack vollführt. Schon mehr als neunhundertmal hat sie auf diese Weise dem Tode getrotzt, ohne ihm zum Opfer zu fallen. Irma Ward bringt es auch fertig, von einem Trapez auf ein anderes, das sich etwa 15 Meter entfernt befindet, zu springen, und sie ist die einzige Frau, die einen dreifachen Salto Mortale vorzuführen vermag.

Für die im Freien auf Messen und Rummelplätzen arbeitenden Akrobaten stellt das vom Regen glatt gewordene Seil und feuchte Hände eine besonders große Gefahr dar, der schon viele von ihnen zum Opfer gefallen sind.

Die Befestigung des Seiles und der Trapeze erfolgt natürlich immer mit größter Sorgfalt, und stets wird es von dem Akrobaten selbst zu Beginn der Vorstellung noch einmal überprüft. Die Bearbeitung der Requisiten erfordert große Zuverlässigkeit; denn ein einziger Konstruktionsfehler, die Ungenauigkeit von wenigen Zentimetern in der Ausmessung kann unter Umständen den Artisten das Leben kosten. Nur ausgewähltes Material wird für die Herstellung der Apparate und Zubehörteile verwendet. Als zum Beispiel Cliff Curran während des letzten Sommers in der Mailänder „Scala“ gastierte, vollführte er unter anderem auch an einer langen Stahlstange, die mehr als 900 Kilo wog, halsbrecherische Akrobatenkunststücke. Er kletterte an ihr bis zu einer Höhe von 15 Metern empor, während die Stange, einem riesigen Pendel ähnlich, regelmäßig, aber ohne umzufallen, hin und her schwankte. Den Stahl, aus dem diese elastische und doch außerordentlich widerstandsfähige Stange bestand, hatte Curran eigens von einem bekannten deutschen Gelehrten für seine Zwecke zusammensetzen lassen. Das Verfahren ist ein Geheimnis des Akrobaten, von dem niemand etwas erfahren hat, da der betreffende Gelehrte inzwischen verstorben ist. In Artistenkreisen erzählt man davon, daß der Chemiker wohl etwa zwanzigmal erfolglos den Versuch gemacht habe, eine entsprechend widerstandsfähige Stahlstange zu konstruieren, bis endlich beim einundzwanzigsten Male das Experiment geglückt sei.

Außerordentliche Geistesgegenwart und großes Verantwortlichkeitsgefühl erfordert auch die Arbeit der Akrobaten in Gruppen, da das geringste Versagen eines einzelnen die übrigen mitwirkenden Artisten in die schwerste Gefahr bringen kann. Die Geschichte der Akrobatik kennt zahlreiche Fälle, in denen ein Artist die Unzuverlässigkeit seines Partners mit dem Leben hat bezahlen müssen.

In der letzten Zeit haben sich gerade in Amerika die Fälle gehäuft, daß Luftakrobaten, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken, ihre verwegenen Streiche in aller Oeffentlichkeit auf dem Dache eines Gebäudes, möglichst eines Wolkenkratzers, ausgeführt haben. Der Artist Sig in Neuyork, der früher den Beruf eines Kirchendieners ausübte, hat sich bekanntlich seinerzeit dadurch einen Namen gemacht, daß er die tollkühnsten Akrobatenkunststücke auf dem Turm seiner Kirche und auch auf anderen Gebäuden ausführte, mit dem Erfolg, daß er ein hohes Strafmandat wegen groben Unfugs, aber gleichzeitig auch ein Engagement mit noch höherer Gage bei einem erstklassigen Varieté fand.

Einer von den amerikanischen Luftakrobaten, deren Leben bei ihren Vorführungen in besonders schwerer Gefahr schwebt, ist Al Johnson, der sogenannte „Teufel der Luft“, der der erste gewesen ist, der seinerzeit mit einem Fahrrad über ein 100 Meter über dem Erdboden befindliches Seil gefahren ist. Heute hat er sich seine Arbeit noch erschwert, indem er das Fahrrad mit einem Flugzeug zusammengekoppelt hat. Während der Aeroplan ihn mit seinem Fahrrad schließlich von dem Seil fortreißt, löst Johnson die Verbindung, und läßt sich in die gähnende Tiefe fallen. Alsbald aber öffnet sich ein Fallschirm, und er landet immer wohlbehalten, ohne daß ihm bisher das geringste Leid geschehen wäre.

Es ist natürlich verständlich, daß Menschen, die ihr Leben auf derart gefahrvollste Weise aufs Spiel setzen müssen, auch entsprechend bezahlt werden. Amerika geht auch in dieser Hinsicht allen anderen Ländern führend voran, und es ist nichts Außergewöhnliches, daß ein Akrobat für ein neuartiges, noch nie gesehenes Kunststück eine Gage von mehreren tausend Dollar je Abend erhält.

Alle diese Artisten sind selbstverständlich auch mit äußerst hohen Prämien versichert, da sie ständig damit rechnen, daß ihre Laufbahn eines Tages durch plötzlichen Tod ihr Ende findet. Sie alle sind darauf gefaßt, daß ihnen einmal das Glück den Rücken kehrt. Ja, sie wissen, daß das sogar so sein muß, und finden sich darein wie in etwas Unabänderliches. Heute noch leben sie und versetzen durch ihre Leistungen Tausende von Zuschauern in Atem raubendes Staunen. Morgen aber erwartet sie vielleicht schon der Tod, der Artistentod im Sande der Manege, wie ihn schon so viele von ihnen gestorben sind . . . **Bodo M. Vogel**, Berlin.

Joynson Hicks und Bernard Shaw.

(f) **London.** In den romanischen Ländern und am Balkan spielt sich das gesellschaftliche und das politische Leben in den Kaffeehäusern ab. In England gilt hingegen nach wie vor das Wort „my home is my castle“. Ja, man ist in der letzten Zeit sogar soweit gegangen, hier eine Art von Salonunterhaltung Mode werden zu lassen, die in Frankreich bereits am Ende des 18. Jahrhunderts als veraltet angesehen wurde.

Der eifrigste Verfechter dieser neuen Mode ist in England Bernard Shaw, der Vielbegehrte, der gern Gehörte und noch mehr Umworbene, umworben gerade von jener Gesellschaft, die er in seinen Stücken in Grund und Boden verdammt. Seltsam, gewiß, aber höchst einfach zu erklären. Ist es doch kein Geheimnis, daß der blutrote Bernard seine „asoziale, kapitalistische“ englische Gesellschaft, die er schlecht macht, wo er nur kann, daß er diese

Menschen, die er bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit Schmutz bewirft, — abgöttisch liebt.

Und die Erklärung hierfür hat uns Shaw selbst gegeben, als er einmal in Gesellschaft sagte, man hielte ihn allgemein bald für einen großen Dichter, bald für einen noch größeren Narren. Und er gab selbst zu, daß beides stimme, hatte sogar noch die Stirn zu behaupten, mit allen Mitteln und Mittelchen der Sophistik natürlich, daß ein großer Dichter unbedingt auch ein großer Narr sein müsse, was er dann sogar noch an einer Strindbergschen Anekdote „bewies“!

Er ist also ein merkwürdiger Kauz, der gute Shaw, aber es gibt immer noch Menschen, die ihn so nehmen, wie er selbst nicht genommen werden will, und auch gar nicht genommen werden darf, nämlich so, wie er sich, mit einer allerdings recht feinen Selbstironie, dem Buchstaben nach gibt, als „Edelkommunist“. Zu diesen Menschen, die Shaw nicht begreifen können oder wollen, gehört u. a. auch der Innenminister Seiner britischen Majestät, Sir W. Johnson Hicks. Der hat es jetzt dem gegenwärtigen Lieblingsdichter der gesamten englisch sprechenden Welt gegeben, und zwar ordentlich! Auch „Jicks“ wählte dazu nicht etwa das Parlament, nein, da kann man ja nie wissen, wie einem die Worte im Munde verdreht werden. Er sprach gleich dem Dichter in einem jener Salons von London, wo sich alles versammelt, was Rang und Namen besitzt im mächtigen Albion. Und Hicks sprach: „Der Sozialismus Bernard Shaw's unterscheidet sich recht wenig vom echten Kommunismus, meine sehr verehrten Damen und Herren. Geht dieser große Schriftsteller doch in seinen Werken so weit, zu verlangen, der Staat möge in Zukunft sogar den Menschen vorschreiben, wieviel Kinder sie zu bekommen hätten. Da kann es sehr wohl passieren, daß eines Tages eine Krankenschwester zum Herrn des Hauses — man sieht, so etwas gibt es auch im Shaw—Hicksschen kommunistischen Zukunftsstaat — ins Zimmer stürzt und mit allen Zeichen höchster Bestürzung ruft: Sir — auch dieser Titel wird offenbar noch nicht abgeschafft sein —, Ihre Frau hat Zwillinge bekommen, wo Ihnen von Rechts wegen doch nur ein Kind gestattet war! — Und als überzeugte Kommunistin wird die Schwester zum Telephon eilen und der Behörde Anzeige von dieser Verletzung der Gesetze erstatten.“

Soweit der hohe Beamte des vereinigten Königreiches. Und die böse Gesellschaft lachte ihn aus, nahm ihn nicht ernst, genau so wenig ernst wie das Objekt seines Zornes, den Dichter. Und darauf der nun erzürnte Sir W. Johnson: „Lachen Sie nicht, meine Damen und Herren, es geht wirklich nicht an, daß in unserem schönen, gottgesegneten England jeder Gelehrte und jeder Narr seine Nase in politische Dinge hineinsteckt!“ — Schweigen! — Bis eine junge Dame, eine von denen, die sich das erlauben dürfen, bescheiden fragte, ob das Shaw'sche Gleichnis vom „Dichter und Narren“ nicht auf auf Politiker und Minister anwendbar sei . . .

Chinakenner . . .

Ein chinesischer Student veröffentlicht eine treffende Satire über die Ansichten, die die meisten Europäer über China hegen.

Was meint der mitteleuropäische Bürger?

Daß die beliebtesten Leckerbissen der Chinesen Ratten und Regenwürmer sind.

Daß die Chinesen die Suppe mit Stäbchen essen.

Daß die Chinesen zwar eine Nation von Wäschern sind, daß sie aber trotzdem eine hochentwickelte Zivilisation besitzen.

Daß alle Chinesen raffinierte Gauner sind.

Daß alle Chinesen ehrlich und absolut zuverlässig sind.

Daß sie neugeborene Mädchen ertränken.

Daß sie ihre Bücher von unten nach oben und von hinten nach vorn lesen.

Daß alle Chinesen gleich aussehen.

Daß die Chinesen keine Seele haben, weil sie keine Christen sind.

Daß alle Chinesen wasserscheu sind und niemals baden.

Daß sie aber, wenn sie dennoch gebadet haben, mindestens zum Abtrocknen ein nasses Badetuch benützen, auch wenn sie ein trockenes haben können.

Daß die Chinesen eine merkwürdige und undurchschaubare Rasse sind und alles von rückwärts tun.

Neue Fortschritte in der Photographie.

Die Photographie ist ein noch junges Kind unserer Zeit. In erstaunlich kurzen Perioden hat sie eine großartige Entwicklung erfahren. War die Photographie einst nichts anderes als ein Spiel mit einem Baby, bei dem man Malheur haben konnte, so ist das heute ganz anders, es ist eine ernste Angelegenheit, kein Flirt, sondern eine wissenschaftliche, ästhetische, platonische Bindung. Wie das Photographieren, so hat sich auch der Photograph, sein Atelier verwandelt. „Bitte recht freundlich!“ Das war der Marterruf des Photographen. Um diesen freundlichen, seelenvollen Gesichtsausdruck zu erzielen, mußte man eine viertelstundenlange Tortur durchmachen, wurde man hin und her gestellt, hatte man den Kopf so zu neigen und wieder so zu drehen. „Bitte recht freundlich!“ Man bekam schon Genickstarre, und die Augen zwinkerten wie im Krampf, und da sollte man noch einen freundlichen, seelenvollen Augenaufschlag zeigen können! Auf diesem Bilde wollten wir uns dann nicht wiedererkennen, so seelenvoll sahen wir aus. Wir sollten recht natürlich wirken und mußten uns recht unnatürlich in Pose setzen. Unnatürlich war alles, was da zuwege kam, das richtige Photographiegesicht sah uns aus dem Bilde an, nicht unser Antlitz, wie es lebte und zuckte, weinte und lachte. Die Persönlichkeit kam nicht zum Ausdruck, dieses undefinierbare Etwas eines Gesichtes, eines Augenpaares, war nicht auf die Platte zu bringen mit dem Bemühen „Bitte recht freundlich!“ Das war das Photographieren in den Kinderschuhen. Es ist noch nicht lange her. In verhältnismäßig kurzer Zeit aber hat die Photographie die Kinderkrankheiten überwunden, und heute ist sie in noch jugendlichem Alter eine Größe, eine tonangebende Macht. Aus der natürlich-unnatürlichen Photographie ist die künstlerische erwachsen, der Photograph ist kein Handwerker mehr, sondern ein Künstler, ein Menschenkenner, ein Gestalter.

Photographieren einst und jetzt, welch ein Unterschied! Dort die Pose, das gezwungene „Bitte recht freundlich!“, das Schablonenmäßige, und hier das Individuelle, das Charakteristische der Persönlichkeit, die Lebendigkeit der Photographie. Ein Wiener Photograph hat neuerdings ein Verfahren ausgearbeitet, das geeignet scheint, die künstlerische bildhafte Wiedergabe noch um ein beträchtliches Stück vorwärts zu bringen. Das Verfahren stützt sich auf das Bromöldrucksystem. Die Platte wird in diesem Falle verkehrt, das heißt mit der Glasseite zur Schichtseite des Papiers gewendet, kopiert. Die fertige Kopie wird durch ein eigenes chemisches Verfahren entfärbt, so daß ein scheinbar weißes Blatt Papier übrigbleibt. Dieses wird dann getrocknet und neuerlich eingeweicht, wodurch die Schicht plastisch wird, die Tiefen quellen auf, die Lichtstellen bleiben zurück. Die solcherart bearbeitete Kopie wird dann mit Oelfarbe bestrichen, wobei es dem künstlerischen Empfinden des Photographen überlassen bleibt, die Tiefen und Lichtstellen derart hervorzuheben, daß sie einer künstlerischen Wiedergabe nahekommen.

Aus aller Welt.

46 Mark für einen Kinoplatz. Wenn bei uns in Deutschland ein besonders beliebter Kino-Star auftritt, dann darf man sicher auf überfüllte Häuser rechnen, ohne daß dafür die regulären Preise erhöht werden. In Amerika läßt sich ein Filmkünstler allerdings nicht so billig sehen. So wurde vor kurzem in einer im Neuyorker „Winter-Garden“ abgehaltenen Uraufführung des neuen Al Jolson-Films „Der singende Narr“ ein Platzpreis von 11 Dollar gefordert und anstandslos bezahlt. Dabei war dieses ungeheuerliche Eintrittsgeld von 46 Mark für alle Platzgattungen festgelegt. Dies dürfte allerdings der höchste Preis sein, der je für eine Kinovorführung gezahlt wurde. Bei der allgemeinen Beliebtheit des Darstellers war das Theater bis auf den letzten Platz ausverkauft. Aber unsere Kino-Direktoren sollen sich ja keine falschen Hoffnungen machen. Selbst Reinhold Schünzel oder Harry Liedtke dürften es, trotz aller Begeisterung für sie, nicht fertig bringen, daß man etwas tiefer als sonst in die Tasche greift, oder sie würden vor leeren Polstersesseln spielen.

Malaienwut. Sie wurde in alter Zeit bei den Seeräubern von Malaga bemerkt, und wurde auf das genossene Opium zurückgeführt. Enterten diese Piraten ein europäisches Schiff, so waren sie mit nichts als mit ihrem Kris versehen, einem schlangenartig gewundenen Dolch. Um die Malaien abzuhalten, machten die Europäer ehedem von langen Lanzen Gebrauch. Allein die berauschten Seeräuber stießen sich die Lanzen freiwillig in den Leib, und erreichten so den Gegner in einem Augenblick. Seitdem wurden sämtliche Lanzen zu einem Viertel der Länge mit einem breiten Quereisen versehen, so daß die Selbstdurchbohrung der Piraten unmöglich wurde.

Die schwerste Frau Rußlands gestorben. Nun ist sie gestorben, Frau Nadeschda Jakomlow, die lange Jahre mit Recht den schönen Ehrentitel der „schwersten Frau Rußlands“ führte. 380 Pfund wog sie, nicht mehr und nicht weniger, und war die Gattin eines Müllers, dessen Hauptbeschäftigung während einer langen ungetrübten Ehe die Ueberlegung war, wie er seine Frau satt bekommen könne. Denn das war immerhin ein Problem, da die Gute die Angewohnheit hatte, allein zum Mittagessen fünf Pfund Fleisch zu verzehren. Alle anderen Zubehöre ihres täglichen Speisezettels aufzuzählen, würde zu weit führen. Nur soll, für ehrgeizige Frauen, die ihr nachzueifern willens sind, nicht verschwiegen werden, daß die brave Dame auch ein Gläschen Schnaps nicht verschmähte, sondern auch hier immerhin Beträchtliches leistete, was angesichts ihres zu vermutenden Magenumfangs ja auch nicht weiter wundernehmen dürfte. So herrlich wohlbeleibt war diese Frau, daß sie sich in den letzten Lebensjahren auf eigenen Füßen nicht mehr fortbewegen konnte. Aus allen diesen Gründen hat sie in ganz Rußland eine wohlverdiente Berühmtheit erlangt, und man ist sich schon darüber klar, daß nun, da sie nicht mehr ist, es wohl lange dauern dürfte, bis die Vereinigten Sowjets des großen Reiches einen vollwertigen Ersatz ausfindig gemacht haben werden.

Fröhliche Ecke.

Die schönste Erfindung. „Es ist wirklich staunenswert, was in letzter Zeit alles erfunden wurde! Telegraphie ohne Draht, Fahren ohne Pferd, Pulver ohne Rauch.“ — „Jetzt fehlt nur noch eins!“ — „Und das wäre?“ — „Mitgift ohne Frau.“

Die friedliche Dame. „Sie sollen Ihre Nachbarin, die Frau Meier, beschimpft haben; stimmt das, Frau Schulze?“ — „Ick soll die beschimpft haben, die olle Klatschbase, die dämliche? Ick bin friedfertig wie een Lamm, Herr Gerichtshof.“